

(Nachdruck verboten.)

45]

Sultana.

Ein arabisches Frauenschicksal von Emil Rasmussen.

Er war eben im Begriffe, einen schlauen Schlachtenplan zu entwickeln, als der arabische Diener, einer von Frau Barrières Proselyten, ins Zimmer trat. Seine Miene war so geheimnisvoll und gleichzeitig so reuig, daß Marcel's erster Gedanke war, er habe an der Türe gelauscht; es war dies um so eher anzunehmen, als die Diener sonst zu so später Stunde niemals auf den Beinen waren.

Mustafa befand sich wirklich in der Klemme. Es war fast zwei Stunden her, seit zwei Beduininnen sich mit der Mitteilung an ihn gewandt hatten, daß sie mit Marcel zu sprechen hätten. Er hatte sie sogleich kurz abgewiesen und ihnen gesagt, sein Herr empfangen keine Beduininnen und besonders nicht des Abends. Da erklärte ihm jedoch die eine, daß sie keine gewöhnliche Beduinin sei, was er auch glauben mußte, da sie ihm zugleich zwanzig Frank in Gold gab, eine Sprache, auf die er sich wohl verstand. So hat er sie denn sich zu gedulden, denn die Sache sei nicht so einfach. Er als Christ könne nicht so ohne weiteres zur Nachtzeit Frauen zu seinem Herrn einlassen. Am allerwenigsten könne er es, so lange der Pastor und die Pastorin noch wach wären — aber sie pflegten frühzeitig zur Ruhe zu gehen. Endlich hatte er auch einen privaten Grund, Marcel augenblicklich nicht zu stören. Seit seinem Abfall, wie die Araber seine Befehrung zu dem zweiten einzigen und wahren Glauben benannten, kribbelte es ihm durch alle Eingeweide, so oft Si Salem seine Augenrizen bloß ein bißchen öffnete und auf ihn richtete. Dann schien die Luft um Mustafa schwer zu werden von einem Schwefelgestank aus der arabischen Hölle. Denn was konnte so ein armer Mustafa im Grunde wissen! Frau Green gab ihm Kost und Kleidung; und Geld dazu. Aber bei alledem war mit dem, was der Prophet einmal gesagt hatte, nicht zu spaßen — auf die Dauer wenigstens nicht!

Ab und zu sah er hinab zu den Frauen, die geduldig vor dem Garten warteten; als aber das Licht im Schlafzimer verlöscht war und Si Salem immer noch nicht ging — man konnte ja auch nie wissen, ob er nicht die halbe Nacht blieb, — da wurde die eine ungeduldig und sagte, Marcel würde sehr böse auf ihn sein, wenn er nicht sofort zu ihm ging und ihm ihre Ankunft meldete. Denn sie hätten ihm wichtige Nachrichten zu überbringen.

Da blieb eben nichts anderes übrig, als den schiefen Augenspalten zu trocken.

Marcel war im ersten Augenblick so verwirrt, daß er weder aus noch ein wußte.

Si Salem las in seinem Antlitze, daß er überflüssig sei und erhob sich diskret, um zu gehen.

„Ich glaube — ich weiß nicht — es kann ja nichts anderes sein als eine Botschaft von Sultana — Beduininnen, die mit mir sprechen wollen! Wenn nur kein Unglück geschehen ist!“ stammelte Marcel.

„Nein, Du sollst sehen, es sind gute Nachrichten — so Allah will! Vielleicht ist es Sultana selbst,“ sagte Si Salem mit einem ruhigen, tiefgründigen Lächeln, das den Mann verriet, der in seiner Jugend Allah's aller schönste Schöpfungen nicht verschmäht hat.

„Ich will selbst hinabgehen und nachsehen. Mustafa, bleibe einstweilen bei Si Salem!“

Mustafa erlebte, als er mit dem unheimlich starrblickenden Theologen alleingeblichen war und hätte es für den Augenblick als große Gnade betrachtet, wenn Si Salem ihm einen Fußtritt vergönnt hätte.

Der alte Taleb machte indessen seine Bein kurz. Sobald er seinen Vernus geordnet hatte, ging er seiner Wege, um in keinem Falle hinderlich zu sein.

Unten im Garten stand Marcel und hielt Sultana in seinen Armen. Er war so bewegt, daß seine Tränen flossen. Sie zitterte wie eine Fieberkranke.

Als sie die Türe gehen hörten, zogen sie sich in das

Dunkel eines Boskett's blühender Bierstränder zurück und ließen Si Salem vorbeigehen, ohne sich zu erkennen zu geben.

Sultana sah sich nach ihrem Eintritt in Marcel's Atelierzimmer derart von Fragen bestürmt, daß sie keine Zeit hatte sich umzusehen. Aber gleichviel, sie war da; die eigenartige Luft und Stimmung des Gemachs durchströmte sie bis zum Schwindel, ja fast bis zum Rausche.

Sie setzte sich auf einen Divan, küssend, weinend, erzählend, während Marcel anbetend auf dem Teppich zu ihren Füßen lag, den Arm um ihre Hüften geschlungen, und durch kleine eingeschobene Fragen den Faden ihrer Erzählung halbwegs in Ordnung erhielt.

„Eines Tages kam Mabruka heim und erzählte, sie habe Dich in Gassa gesehen. Ich glaubte ihr nicht.“

„Ja, ich war dort.“

„Ja, Du warst dort! Abdallah kam abends heim und hatte es gehört. Er sah mich seltsam an und ging wieder fort. Kannst Du begreifen, daß ich in dieser Nacht nicht wahnsinnig wurde? Ich hegte nicht den geringsten Zweifel, daß der Tod Dir gewiß sei. Den nächsten Tag hörte ich durch Mabruka, daß Abdallah sich nicht von Gassa entfernt, sondern die ganze Nacht in der Nähe des Hauses gewacht habe. Du verstehst mich. Er dachte, Du seist gekommen, um mich zur Nachtzeit zu entführen. Denn ich hatte ihm in der Aufregung gesagt, daß Du mich liebtest. Marcel, Marcel! wie lang nun die Tage wurden und die Nächte — gar nicht zu ertragen! Ich war zu früh nach dem Kindebette aufgestanden. Ich litt an Wechselfieber, und die Hitze kam. Du ahnst nicht, was in diesen niederen schmalen Kammern mit Lehmwänden, die den sengenden Sonnenbrand eines ganzen Tages aufgefogen haben, die Nacht bedeuten will. Es ist wie in dem Dampfraum eines maurischen Bades zu schlafen. Und ich hatte Fieber! Zur Abkühlung der Luft war unter der Decke ein Wassersack aufgehängt, von dem das Wasser langsam in ein großes Metallbeden tropfte. Jeder Tropfen ist eine Minute oder eine halbe Minute — ich weiß nicht, wie lange es ist. Abends glaubst du, daß die Tropfen dich in Schlaf wiegen werden. Aber bist du bis gegen Morgen wach gelegen, dann weißt du, daß kein Schlaf mehr kommt. Dann fällt jeder Tropfen wie ein Bleilot auf dein Haupt. Du liegst da und berechnest, wann der nächste Schlag fallen wird und du weißt, er kommt und hämmert auf dein schlafloses Gehirn. Aber nächsten Abend lässest du den Wassersack wieder aufhängen, weil die erstickende Hitze ärger ist als alles andere. Wäre ich wenigstens allein gewesen! Aber ich hatte ja Abdallah! Er war nicht mehr mein Mann. Er suchte sogar ein Weib, das ihm einen Maruba gebären konnte. Mich aber liebte er. Seine Liebe war zu einer abscheulichen Leidenschaft geworden. Er konnte mich vor Begier verschlingen. Ich war wahrhaftig nicht allein! Dazu hatte ich Fieber. Das erzählte ich schon. Hast Du schon Fieber gehabt, Marcel? O Du Licht meiner Augen! Fieber in Gassa ist sehr schlimm. Aber was hätte ich ohne Fieber getan? Kennst Du es, wie es ist zu phantasieren, Marcel? Ich bin ganze Nächte gelegen und habe Deine Hand in der meinen zu halten geglaubt, siehst Du, so! Es ist seltsam! Es war, als segelten wir beide allein hinüber zu einer öden Küste, wo wir zwischen hohen grünen Sellerien saßen und das blaue Meer uns entgegenrollte. Bist Du auf Kerkenna gewesen?“

„Kerkenna!“

„Nicht wahr, ich bin dumm, was solltest Du auf Kerkenna getan haben! Aber auch dort bin ich mit Dir gegangen, den Arm um Deine Schulter — so, mein König! — wie bleich Dein Antlitz ist! — aber Deine Augen sind schön — wie schön Deine Augen doch sind! — ja, allein mit Dir in einem Park gegangen — wie der Belvederepark war er, aber doch ganz anders mit hohen Bäumen, mit Palmen und so still, so still! Nein, ich kann es gar nicht erklären, wie es war. Wenn ich an den Park denke und ihn vor mir sehe — denn ich kann das Ganze vor mir sehen! — dann glaube ich fast, ich könnte mich darin fürchten, aber ich war mit Dir und der Mond schien. Wir beide waren ganz, ganz allein.“

„Arme kleine Sultana, wir Du in diesen Jahren gelitten hast! Aber wie bist Du hierher gekommen?“

„Ich war sehr abgemagert. Ich wollte nicht, daß Du mich sehen solltest, ehe ich wieder zu Kräften gekommen war, denn ich werde mich erholen und wieder schön werden. Aber dennoch konnte ich nicht warten, Marcel. Ich mußte Dich ja sehen, um gesund zu werden.“

Es war nicht möglich, all die zahllosen Liebesfugungen, die sie einander schuldeten, länger zurückzuhalten. Wie viel eines dem anderen auch zu sagen wünschte, so verging doch eine geraume Zeit, ehe sie wieder fähig waren zu sprechen.

„Du hast mir gar nicht erzählt, wie Du nach Tunis gekommen bist.“

„Hast Du nicht gehört, daß Abdallah gefangen ist?“

„Abdallah gefangen?“

„Hast Du denn auch nicht gehört, daß die Beduinen fünf französische Ingenieure in den Phosphatminen weit drinnen gegen Tamerza, wie sie es nennen, ermordet haben?“

„Ja, das habe ich gesehen.“

„Was sagst Du? Du hast es gesehen?“

„Ja, in den Zeitungen. Aber ist Abdallah denn des Mordes verdächtig?“

„Ja, Abdallah ist verdächtig. Das heißt: ich verdächtige ihn, seine Hände bei der Sache gehabt zu haben.“

„Du, Sultana?“

„Ich habe einmal gelauscht und ihn in unserer Driba sprechen gehört, als wir den Besuch eines umherziehenden Taleb hatten. Abdallah haßt die Fremden auch der Minen wegen, und es ist leicht anzunehmen, daß er die französischen Ingenieure ermordet hat. Aber jedenfalls hat er die Beduinen angestiftet. Dessen bin ich sicher.“

„Ja aber — — bist Du es denn, die ihn angezeigt hat?“

„Zarwohl, ich. Ich habe einen Brief an den Zivilkontrolleur in Gassa geschrieben und ihm mitgeteilt, daß Abdallah die französischen Ingenieure ermordet hat. Aber Du verstehst wohl, daß ich keinen Namen darunter setzte.“

„Aber Du konntest es doch nicht bestimmt wissen, Sultana?“

(Fortsetzung folgt.)

3) Geschichte des Skalden Egil.

Stallagrim nahm das Land zwischen Berg und Bucht in Besitz, alle Moore bis zur Seehundsbaai hinaus und hinauf bis zum Labafeld des Feuerbergs und südlich bis zum Meerberg, alles Land, das die Ströme durchschneiden, die zur See stürzen.

Im Frühjahr danach schaffte er seine Schiffe südwärts in den Fjord und in die Bucht hinein, welche der Stelle zunächst lag, an der Kuelbulf ans Land gekommen war. Dort errichtete er einen Gutshof, den nannte er „Zu Borg“, das ist zum Hügel, und den Fjord nannte er Borgarfjord, und so nannte man den Gau nach dem Fjord.

Im Frühjahr ließ Stallagrim sein Vieh ans Meer hinaus-treiben; da kamen sie an eine kleine Landspitze, an der Schwäne weideten; sie nannten sie Schwanentap.

Stallagrim teilte auch seinem Schiffsgenossen Land aus. Einem von ihnen, namens Ani, gab er das Land zwischen der Langach und dem Meerbach, der baute sich zu Anabrella an, das ist Hügel des Ani. Anderen gab er anderes Land. Danach erforschte er das ganze Gelände aufwärts den ganzen Gau hindurch. Er ging zuerst längs des Borgarfjords landeinwärts, bis daß der Fjord eng wurde und wanderte einen Fluß hinauf an seinem westlichen Ufer, den nannte er Swita, das ist Weichach, weil sie noch niemals einen Fluß gesehen hatten, der aus Gletschern gefallen kommt; sie fanden seine Farbe ganz wunderbar. Sie zogen diesen Fluß aufwärts, bis daß ein anderer vor ihnen war, der aus dem Bergen im Norden fiel; sie nannten ihn Nordach und zogen an ihm entlang aufwärts, bis daß er vor ihren Augen in einem kleinen Wasserfall entsprang. Sie zogen über ihn und an ihm entlang. Da sahen sie es vor sich schroff aufsteigen, und da fiel abermals ein kleiner Fluß aus den Klüften, und sie nannten ihn die Gluftra oder Klustache. Sie zogen nun über die Nordach und wieder an ihr zurück bis zur Weichach und dann an der weiter hinauf. Da entsprang abermals jäh herab ein Strom quer vor ihnen und fiel in die Weichach. Da nannten sie ihn die Thvera oder den Querbach. Sie entdeckten, daß alles Wasser voll von Fischen war. Darauf zogen sie wieder zurück nach Borg. —

Stallagrim war ein sehr betriebamer Mann. Er hatte immer viel Leute um sich und ließ alles, was an Lebensmitteln irgend zur Hand war für den Unterhalt der Leute sammeln. Denn zunächst hatte man damals noch wenig Vieh im Vergleich zu den Bedürfnissen so vieler Menschen.

Stallagrim war ein gewaltiger Schiffbaumeister, und es mangelte nicht an Treibholz westlich der Moore. Da ließ er ein Gehöft am Schwanentap aufführen, und richtete dort einen zweiten

Gaushalt ein. Er ließ da Fischfang und Seehundsjagd betreiben, auch Eier sammeln; an all dem gab es da Beute genug. So auch an Treibholz; das ließ er zu sich schaffen; da kamen auch viele Wale; die konnte man mit Speeren schießen, wie man nur wollte. Denn damals war alles Getier noch ruhig an der Jagdstelle, weil es an den Menschen noch nicht gewöhnt war.

Einem dritten Gaushalt richtete er an der Küste westlich der Moore ein. Da konnte man noch besser auf das Treibholz achten. Da ließ er auch ein Saatsfeld bereiten, und dort nannte er es „zu den Aedern“. Davor lagen Inseln, an denen der Wal sich einfand. Die nannten sie die Walfischinseln.

Stallagrim schickte seine Leute die Flüsse hinauf nach den Lachsen. Einem Mann siedelte er ganz an der Klustach an, um den Lachsfang zu betreiben und einen an der Nordach.

Als aber Stallagrim's Vieh sich zu mehren begann, da ging alles den Sommer über in die Verge; da merkte er, daß das Vieh weit besser und fetter wurde, das auf den Heiden weidete, und so auch, daß die Schafe sich in den Bergtälern gut erhielten, auch wenn sie nicht abgetrieben waren. Da ließ Stallagrim auch ein Gehöft oben auf den Bergen einrichten, und hielt dort eine Wirtschaft; da ließ er seine Schafe halten.

So stand Stallagrim's Wohlstand bald auf vielen Füßen. —

Stallagrim war ein großer Eisenschmied. Er holte sich im Winter viel rotes Sumpferz; er ließ an der Küste eine Schmiede aufführen, weit draußen von Borg, da wo es Raufarnes heißt, nicht fern von den Wäldern.

Aber als er dort keinen Stein fand, der ihm hart und eben genug schien, um Eisen darauf zu hämmern — denn dort gibt es keine Brandungssteine, es ist dort überall an der Küste nur feiner Sand — da war es eines Abends, als alle schlafen gegangen waren, daß Stallagrim zum Meere ging. Er stieg einen Nachtruderer in See und ruderte zu den Borgarfjordinjeln hinaus. Er ließ Ankersteine am Steben nieder. Dann stieg er über Bord und tauchte unter. Er brachte einen Stein mit sich herauf und warf ihn in das Schiff. Darauf stieg er selbst in das Schiff, ruderte zum Lande und trug den Stein zu seiner Schmiede. Da legte er ihn vor der Schmiedelür nieder und hämmerte seitdem sein Eisen darauf. Der Stein liegt noch dort und viel Hammer Schlag daneben. Man sieht das dem Steine noch an, daß oben auf ihm gehämmert worden ist und daß er von der Brandung geschliffen und den Steinen unähnlich ist, die sonst dort liegen. Vier Männer würden ihn jetzt nicht heben.

Stallagrim betrieb das Schmiedehandwerk eifrig; aber seinen Hausleuten war das Frühaufstehen lästig. Da dichtete er diese Weise:

Früh muß der Schmied erstehen
vom Schlafe, will sammeln er Schätze.
Es rufen die Blasbälge
des Feuers Bruder, dem Wind, sich.
Auf glühend goldrotem Eisen
gellen des Hammers Stürme.
Gierig den stöhnenden Sturmwind
schnappen die heulenden Wälge.

Stallagrim hatte zwei Söhne. Der ältere erhielt in der Wasserweihe den Namen Thorolf. Er wurde früh groß und sehr schön; alle sagten, daß er seinem Vaterbruder Thorolf am meisten gleiche, nach dem man ihm den Namen gegeben hatte. Er erwarb früh all die Tüchtigkeiten, welche Männer, die auf sich hielten, damals zu üben pflegten. Er war heiteren Gemütes und alle sahen ihn gern. Auch Vater und Mutter liebten ihn sehr. Der jüngere erhielt in der Wasserweihe den Namen Egil; bald sah man, daß er seinem Vater ähnlich werden würde, häßlich und schwarzhaarig. Er wurde früh groß und stark; er sprach gern und wählte seine Worte gut zu setzen. Im Spiel mit anderen Kindern war er sehr unerbürdlich.

Wie Egil seinen Bruder Thorolf begrub.

Als die Brüder herangewachsen waren, führten sie auf Wiking. Einmal, im Gefolge des Königs Adalstein von England, entschieden sie den Sieg gegen die Schotten; aber Thorolf fiel. König Adalstein ließ die Fliehenden verfolgen. Er selbst wandte sich aus dem Kampf und ritt auf die Burg zurück. Egil aber verfolgte die Feinde noch lange und erschlug jeden, den er erreichte. Als er genug hatte, wandte er mit seinen Genossen um und kehrte auf den Kampfplatz zurück. Da fand er Thorolfs, seines Bruders, Leichnam. Er nahm ihn auf und wusch ihn; er bereitete ihn zur Bestattung, wie damals die Sitte war. Sie gruben ein Grab und setzten Thorolf mit all seinen Waffen und Kleidern hinein. Egil wand ihm einen Goldring an jeden Arm, bevor er sich von ihm trennte. Dann häuften sie Steine und warfen Erde darüber. Egil sprach eine Weise zum Ruhm des Bruders.

Danach zog er mit seiner Schar zu König Adalstein und trat alsbald vor ihn.

Der König saß beim Trinken und es war großer Därm um ihn. Als er Egil erblickte, befahl er, die Bank vor ihm zu räumen, und hieß Egil sich in den niederen Hochsitz ihm gegenüber setzen. Egil setzte sich. Er warf den Schild unter seine Füße; er hatte den Helm auf dem Haupte und legte sich das Schwert über die Anie; das zog er bald bis zur Hälfte aus der Scheide, bald stieß er es wieder hinein. Er saß aufrecht und ragte hoch über die anderen empor. Egil war ein Mann mit großem Gesicht, breiter Stirn, gewaltigen Brauen, die Nase nicht lang, aber sehr dick, die

bärtige Hälfte des Gesichts weit und lang, das Kinn zum Verwunden breit; und so alles um die Kiefern. Sein Hals war dick, die Schultern hoch; in allem war er hervorragend vor anderen Männern; das Gesicht grimmig und furchtbar anzusehen, wenn er zornig war. Er war sehr gut gewachsen, höher als alle anderen; das Haar war wolfgrau und dicht; doch wurde er früh kahl. Und als er so lag, zog er die Braue auf die Wange herab, die andere zu den Haarwurzeln hinauf. Er war aber schwarzäugig und hatte dunkle Brauen. Man brachte ihm zu trinken, aber er wollte nichts nehmen. Nur abwechselnd zog er die Brauen herab und hinauf.

König Adalstein saß im Hochsitz; er legte sich auch sein Schwert über die Knie, und als sie so eine Weile geessen hatten, da zog der König das Schwert aus der Scheide und streifte sich einen großen Ring aus gutem Golde vom Arme. Er steckte ihn auf die Schwertspitze, stand auf und schritt auf den Feuerplatz; da reichte er das Schwert über das Feuer nach Egil hin. Der stand auf und zückte sein Schwert; er schritt auf den Feuerplatz, steckte sein Schwert in den Ring, den der König darbot, und zog ihn zu sich hinüber. Dann ging er auf seinen Platz zurück, und der König setzte sich in den Hochsitz.

Als Egil sich niedersezte, steckte er den Ring an seinen Arm; und da kamen seine Brauen wieder in die richtige Lage. Da legte er Schwert und Helm nieder und nahm das Trinquhorn, das man ihm gebracht hatte. Er trank und sprach eine Weise zum Dank für das Kleinod. Von da ab nahm er teil am Trinken und so auch an den Gesprächen.

Danach ließ der König zwei Kisten hereinbringen; deren jede ward von zwei Männern getragen und beide waren voll Silbers.

Der König sprach: „Diese Kisten, Egil, sollst Du nehmen, und wenn Du nach Island kommst, sollst Du sie Deinem Vater bringen; ich sende sie ihm als Sohnesbuhne für Thorolf. Etwas davon sollst Du nach eigener Wahl unter die hervorragendsten Verwandten Thorolfs aussteilen. Du aber sollst als Bruderbuhne hier bei mir Land oder fahrende Habe erhalten, was von beidem Du lieber willst. Und wenn Du auf die Dauer bei mir bleiben willst, so werde ich Dir Ehren und Würden verleihen, wie Du sie selbst nennest magst.“

Egil nahm den Schatz und dankte dem König für die Gnade und die freundlichen Worte. Da fing Egil an froh zu werden und sprach diese Weise:

„Harter Harm herab mir zog die hohen Brauen.
Hand sich, der verstand, das Ungerade richten.
Meine Brauen richtet mir zurecht des Königs
Gold. Es schwand der Schrecken, der aus ihnen drohte.“

Egil fuhr nach Norwegen und verbrachte den Winter bei seinem Freunde Arinbjörn. Er nahm seines Bruders Witwe zum Weibe, die Arinbjörns Gesippa war. Dann fuhr er heim. Er hatte gute Fahrt. Er kam zur Herbstzeit nach Island und hielt auf den Borgarfjord. Zwölf Winter war er da außer Landes gewesen.

Skallagrim alterte bereits stark. Er freute sich sehr, als Egil heimkam. Der zog mit vielen Genossen nach Borg und blieb den Winter über bei Skallagrim. Er hatte unermessliches Gut, aber es wird nicht erzählt, daß er das Silber, das Adalstein ihm eingehändigt hatte, abgab, weder dem Skallagrim noch anderen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Geographie der fjords.

Die tiefen und steilen, wassergefüllten Buchten am Festlande oder an Inselküsten, die Fjorde, gehören zu den schönsten und interessantesten Gebilden der Natur. Eine wissenschaftliche Definition für den Begriff „Fjord“ zu finden ist nicht leicht. Gufféld charakterisiert sie mit den Worten: „Fjord ist ein Zwischending zwischen Fluß, Alpensee und Meeresbucht. Vom Fluß haben die Fjorde die Längenausdehnung, gewundene Läufe und Nebenarme, vom Alpensee haben sie den Landschaftscharakter, den Blick auf Schnee und Gletscher, von der Meeresbucht das Salzwasser, die Ebbe und Flut.“ Klarer und zutreffender allerdings ist die Definition Vinjes, der in seiner vorzüglichen Schrift „Zur Morphologie der Küsten“ den Begriff „Fjord“ also festgestellt: Fjorde sind in der Regel gewundene, steile und tiefe Buchten und Meeresstraßen an gebirgigen Festlands- oder Inselküsten, die im Querschnitt eine Trogform, im Längsschnitt ein zwischen sanften Wölbungen und leichten Mulden unruhig wechselndes Bodenrelief aufweisen. Die durch Fjordbildungen ausgezeichneten Küsten sind durch die stets in großer Zahl auftretenden Buchten und Straßen sehr zerrissen und inselreich.

Wo ist nun dieser Fjordcharakter zu treffen? Allgemein anerkannt ist der Typus der Fjordküste an der Westküste Norwegens und Schottlands, an der Nordwestküste Irlands und auf den Inseln des arktischen Inselringes, also auf Island, Spitzbergen, Franz-Josephsland und Nowaja Semlja. Weiter erkennt man den Fjordtypus auf Grönland und den Inseln des arktischen Archipels; ferner an der Ostküste des amerikanischen Festlandes vom Kap Chidley bis zu den Küsten des Staates Maine bei Portland und an der Westküste von Alaska bis zur Grenze des englischen und amerikanischen Besitzes. In Südamerika zerschneiden Fjorde die Andenküste

von Puerto Montt und der Insel Chiloe an bis zum Feuerland hinab. Australien scheint nur mit der Südinself von Neuseeland und den Auslandinseln an der Erscheinung teilzunehmen. Afrika, selbst Asien haben keine Fjordküste. Dagegen sind auch auf den Inseln des antarktischen Inselringes wie auf denen des arktischen allgemein Fjordbildungen beobachtet worden; ja, die Fjordbildungen von Kerguelen gelten mit als die am typischsten ausgestalteten. Ausgesprochenen Fjordgebieten begegnet man nur unter hohen Breiten. In Europa erstrecken sie sich vor dem äußersten bekannten Norden bis zur Südwestspitze Irlands oder bis höchstens zum 51 $\frac{1}{2}$ Breitengrad. An der Ostküste Amerikas sind sie noch scharf ausgeprägt unter gleicher Breite in Neufundland, verwischt an der Südspitze von Neuschottland, und beinahe unkenntlich am gegenüberliegenden Festlande im Staate Maine, wo sie beim 44. Breitengrad ihre südliche Grenze erreichen. An der Westküste von Nordamerika endigen sie scharf beim Eingang der de-Juca-Straße unterm 48. Breitengrad, erstrecken sich aber binnenwärts, wenn man den Bugtund ihnen beizählt, bis zum 47. Breitengrad. In Südamerika dagegen treffen wir sie schon an der Nordspitze von Chiloe, also beim 41 $\frac{1}{2}$ Breitengrad. An beiden Stellen der Westküste Amerikas, im Norden wie im Süden, ist die Fjordzone oder ihre Äquatorialgrenze scharf geschieden. Nicht eine einzige zertrümmerte Küstenstelle findet sich zwischen beiden Endpunkten, sondern die Uferlinien bewegen sich glatt und einformig. Jedermann, der mit dem Laufe der Linien gleicher Jahreswärme bekannt ist, wird zu dem Schluß kommen, daß sich die Äquatorialgrenzen der Fjorde an den Küsten des Festlandes nach denselben Gesetzen heben und senken wie die Isothermen (Linien gleicher Jahreswärme), und in der Tat findet sich auch, daß die äußersten Fjorde halt machen vor einer Jahresmittelwärme von 10 Grad Celsius (8 Grad Reaumur). Das Maß der Jahresmittelwärme wäre jedoch viel weniger entscheidend als die Mittelwärme der kältesten Monate, allein die Verteilung der Wärme innerhalb des Jahres wird wenigstens bei den Fjorden der amerikanischen Westküste nahezu dieselbe sein, weil beide unter den Säkungen eines Inselklimas stehen.

Auch bemerken wir, daß die Äquatorialgrenzen der Südseefjords zusammenfallen mit einem anderen klimatischen Abschnitte. Mühly zieht auf einer Regenkarte der Erde die Polargrenze der Winterregenzzeit fast genau da, wo die Fjords aufhören; sie fallen also in das Gebiet der Regen zu allen Zeiten. Nirgends aber finden wir innerhalb der letzteren die Fjorde reicher entwickelt als da, wo die stärksten Niederschläge erfolgen. Sitcha im russischen Amerika, der patagonische Westrand und Norwegen gehören zu den bestgenetzten Küsten der Erde. Aber auch Island, Schottland und Island haben sich nie über Regenmangel beklagt.

Sind die Fjorde nur auf strenge Klimate beschränkt, so rechtfertigt sich ihre Abwesenheit in Australien, in Afrika und in Süd-asien. Desto mehr muß uns aber auffallen, daß wir sie an der Nordküste Asiens, an beiden Gestaden Kamtschatkas und in dem Schutzschutlande vermessen. Man könnte auch hier wieder die Armut an Niederschlägen vorschützen. Da aber auch in diesem Gürtel Fjordbildungen, obwohl schwächerer Art, nicht ganz fehlen, ja sogar Grönland noch ihm angehört, so ist der Grund für ihre Abwesenheit in Asien ein anderer. Das asiatische wie das europäische Rußland sinkt nämlich in flachen Gestaden zum Eismeer herab und nur an seltenen Stellen treten niedrige Klippen bis an den Rand der See. Steile Küsten besitzt nur das Laimyrland an seinen nördlichen Hörnern, den Laimyr- und Tscheljustinap. Dort werden auch, wenn jemals eine genaue Küstenaufnahme erfolgen sollte, auf den künftigen Karten die Fjordbildungen sichtbar werden. Es wird uns hier also eine neue Bedingung ihres Auftretens fühlbar, nämlich, daß sie an Steilküsten gebunden sind. Fjorde sind also nur den Steilküsten eigen, aber sowohl in Neuseeland als im Süden der de-Juca-Straße und im Norden von Chiloe bleiben die Küsten auch jenseits der Äquatorialgrenze der Fjorde noch steil; ein Beweis, daß zum Küstencharakter sich auch noch eine bestimmte meteorologische Kraft gesellen muß, wenn jene Zerrüttung eintreten soll.

Es ist unbestreitbar, daß zum Wesen der Fjorde steile, senkrechte, vielleicht auch überhängende Felsenwände gehören, so sind doch vielfach in dieser Hinsicht übertriebene Angaben gemacht worden. Dinsie ist der Meinung, man solle Angaben von mehr als 800 Meter hohen Fjordwänden oder von allgemeinen Neigungswinkeln von mehr als 54 Grad für Uebertreibung halten.

Nebel hat auf die durchgehends geringe Breite aller Einschnitte und Straßen als ein besonderes Kennzeichen aller Fjordküsten hingewiesen. Man wird seine Beobachtung überall bestätigt finden.

Im Gegensatz zu den Fjorden an der norwegischen Küste sind die Fjorde an der Nordküste Scandinaviens und ähnlich auch die an der Nordküste Schottlands breiter geöffnet. Es mag dies als ein auffallender Unterschied hervorgehoben werden.

Fast sämtliche als Fjorde, Sunde, Lochs oder Inlets bezeichneten Küsteneinschnitte sind zwar lang, aber von sehr geringer, sich ziemlich gleich bleibender Breite. In der Regel sind sie 10—20mal länger, als ihre durchschnittliche Breite beträgt.

Als Häfen, trotz ihrer Vortrefflichkeit, sind die Fjorde wertlos; denn sie haben nur selten an ihren Ufern Platz zu Ansiedelungen und besitzen selten ein wirkliches Hinterland, da sie fast alle in Hochgebirge einschneiden. Infolgedessen werden auch meist nur die wenigen, dem Weltverkehr dienenden Fjordstraßen und die Zugänge zu den wenigen bedeutenderen Orten, die als Fischereisäbde oder als Hauptstätten der Verwaltung von Wichtigkeit sind, genau ver-

messen. Für die abgeschossenen Fjordbuchten kommt ferner in Betracht, daß sie durchgängig von bedeutender Tiefe sind. Zweifellos gibt es Fjordtiefen von über 1000 Meter. Im allgemeinen darf man behaupten: Allen Fjordgebieten liegt ein leichtes Meer vor, dessen geringe Tiefen zu den bedeutendsten Einsenkungen im Innern der fjordzerrissenen Küstzone in einem auffallenden Gegensatz stehen.

J. W.

Berlin bei Nacht.

Lieber Fortwärts! Das Leben in Berlin — zumal das Nachtleben! — ist nicht so leicht. Freilich, jeder erwehrt sich dessen, so gut er kann; aber manchmal könnte man doch gleich der ersten besten Schlange aus der Haut fahren und sich daneben setzen.

Zwinkern Sie, bitte, nicht so scheinheilig mit den Augenwinkeln, lieber Fortwärts. Wenn ich Ihnen als anständige Frau etwas vom Berliner Nachtleben erzähle, darf das jeder hören. Zur Lehr und Wehr.

Sofort man nämlich weder als Vogel auf diese „Liebeheißende“ Welt geniest wurde, noch zu einem Menschenvogel oder Abiatiser avancierte, auch kein eigenes Gespann oder Auto „ererbte von seinen Vätern“ hat, sondern höchstens ein Paar echt orientalische Plattfüße; wenn man mit seinen vorlauten literarischen Plaudereien noch nicht die nötigen Kröten erworben, um anderer Leute Frohgelegenheiten ab- und auszunutzen — ich sage: wenn man als Reporter über Reichshauptstadtversammlungen und -Aufführungen „tiefnächtens“ geistheuchelnde Abhandlungen in einem Geschwindigkeitskempo von 0,7 erzeugen und sie in die letzten abgehendenzüge, beispielsweise 12,30 Uhr vom Anhalter Bahnhof aus nach Süd-Deutschland oder Sachsen expedieren muß, dann kann man als „Nachtwandlerin“ etwas erleben.

Rechtige Frauen und Jungfrauen klagen schon, daß es zuweilen am helllichten Tage auf der Friedrichstraße schlimmer wäre; daß sie dort Gräuel vor ihren Augen wahrnehmen müßten. Aber das ist gar nichts. Das ist ein Puppenpiel. Nachts, zwischen eins und drei, wenn keine Elektrische mehr fährt, kein Autobus und anderer „bus, dann schweigen alle Flöten.

Den vielen lauernden unangenehmen Eventualitäten des Großstadtlebens vorzubeugen — da ich doch nun mal meinen Berichtserstattungsarbeiten nachkommen muß — versuchte ich zunächst mich durch Mimikri zu schützen. Ich wählte nachtschwarze Gewänder, umhüllte mich mit nebelhaft-vorsündlichen Kopfstüchern, spannte vorzüglichshalber, sogar bei schöner Witterung, ein düsteres Regendachel auf. Umsonst. Ich wurde angequatscht, angeflirtet, angefoxt . . .

Jetzt ließ ich mir ein künstlerisch entworfenes Doppelschild für Brust und Rücken herstellen mit Gretchens Worten aus dem „Faust“, die auf mich zutraten:

„Bin weder Fräulein, weder schön,
Kann ungeleitet nach Hause geh'n!“

Erfolg? Unter Null. War mir bisher einer oder der andere hemmend, auch wohl mal mich stark besüßelnd, in den Weg getreten, so umkreisten mich die „Nachtfalter“ jetzt gleich viertelduzendweise, und hätte ich nicht noch rechtzeitig meinen absoluten Fehlgrieff erkannt und das hübsch kalligraphierte Doppelschild abgerissen, es wäre zweifellos zu einem bedeutsamen nächtlichen Rencontre gekommen. Ich danke für die Bekanntheit der Berliner Nachtpolizei. Alle mit Revolver. Gott behüte!

Einige Male half ich mir nimmehr, indem ich lästerlichweise auf dem ganzen Wege, dann die breite Freitreppe des Anhalter Bahnhofes hinauf, quer über den Bahnsteig — warum hängt wohl der unselige Briefkasten ausgeleert in der letzten Ecke? — und wieder zurück bis in unsere Wohnung, zweimal 48 Minuten nach der Uhr gesehen, „Sechshundschzig“ trat. Immer mit dem linken Fuß in die Kuhle. Mit dem rechten bekam ich es nicht heraus. Es war überhaupt schwer, mußte mühsam geübt werden. Und irrten mir die Gedanken unterwegs, wenn auch nur eine Sekunde mal, ab — hums, war ich aus dem Takt und . . . hatte Gesellschaft. Aber auch beim richtigen Sechshundschzigtreten fand sich ein Anhängsel. Es ist eben kein Böttchen so schief . . . Da gab ich diese sündige Charaktereigenschaft wieder auf.

Eines Nachts jagte mich ein vermummter Radfahrer halbtot vor Angst nach Hause. Da hauchte ich meinen Mann an: „Von jetzt an bringst Du die Verdicke weg!“ „Aber, Frauchen, mit dem allergrößten Vergnügen“, frohlockte er förmlich mit einem so verschmigten, hinterlistigen Lächeln, daß ich mir fest vornahm: eher brichst Du den Hals.

Von Stund' an aber ersann ich Abhilfe, sann ich über ein Radialmittel nach. Es handelte sich ja nicht um mich allein, es handelte sich um alle in ähnlicher Lage stehenden Kolleginnen oder die es noch werden könnten. Und . . .

Acht Tage später eilte leichtfüßig zwölf Uhr fünfundsiebzig Minuten nachts ein mittelgroßer junger Mann im Künstlerhut und Gabellock zum Briefkasten, um sich dort gewandt, als ob er das immer so gemacht hätte, seiner in der Entwidlung begriffenen Manufaktur zu entledigen. Das war interessant. Am nächsten Abend erschien er wieder. Diesmal glitt er etwas weniger leicht über den Boden, späh'z ängstlich hinter sich, verschwand schnell, ge-

heimnisvoll, als ob er verfolgt würde, durch die Wartesaalkür rechter Hand. Kaum war er fort, erschienen Arm in Arm ein Paar erstant ins Leere blickende „landsünderische“ Mädchen, rannten dann lichernd zu einigen noch lauter lichernden Kumpaninnen unten in der großen Bahnhofseingangshalle zurück. In der dritten Nacht leuchtete schwerfällig, hustend, ein dürrebeiniger Alter, der wie ein invalider Arbeiter ausah, die Treppe herauf an den Kasten. Eine reichlich korpolente, auffällig kostümierte Dame, so in den Vierzigern, sprach lebhaft auf ihn ein, ließ kein Auge von ihm, während er die Postfächer abgab, trippelte mit ihm wieder abwärts und die Straße entlang, bis — ich weiß nicht, wie weit. Oder vielmehr, ich weiß es sehr genau. Sie trippelte nämlich so weit mit, bis sich der alte Mann an einer stilleren Ecke plötzlich umwandte und der lästigen fetten Karline eine Watsche herunterhaute, daß ihr mindestens noch acht Tage nachher die Wade aufgeschwollen geblieben sein dürfte. Der junge, flinke Mann, der verfolgte junge Mann, und der alte Arbeiter — nun, alles das war ich nur jeweils in einer anderen Rolle in eigener Person. —

Und mit allen Rollen war es Essig.

In der ersten flinkfüßigen Jünglingsnacht hatten mich nicht einander drei einzelnflankernde Dämchen angerebet: ob ich nicht mit ihnen Kaffeetrinken gehen wollte; sie wüßten schon, wo es schön wäre, usw. usw. Da hatte ich geschwiegen. Nachdem sich mir aber gleich zwei auf einmal angehängt, eine rechts, eine links, ohne mich loszulassen, versuchte ich moralisierend Einspruch zu gewinnen. Man hat doch auch sittliche Verpflichtungen.

Mit der Moral jedoch kam ich verfehrt an. „Wat sagte er, Tine?“ fragte die Kleine links zuerst verwundert. „Pfiu Deibel, Trude, dat is 'n Pastor!“ quiekte da die Schlanke rechts entsetzt los. Und dann streckten sie die Zungen aus, drehten mir lange Rajen und rannten davon, als ob ich ausfähig wäre. In der zweiten Jünglingsnacht sah mich Tine im Vorbeigehen in der Mohstraße. Gleich heßte sie mir eine ganze Kotte ebenso entrüsteter Tinen nach, die sonst doch meistens nur vereinsamt zu gehen wagen, jetzt aber derartig empört Tines Ingrimm teilten, daß sie mir, aller „Polizeivorsicht“ zum Trotz, rudelweise nach dem Anhalter Bahnhof das Geleite gaben, wobei sie mich mit „Kassischen“ Verbalinjurien überschütteten, bis es mir glückte, ihnen durch die Wartesaalkür zu entweichen.

Wie ich mich als Arbeiter den Unflätigkeiten und Handgreiflichkeiten einer trunksüchtig-greimenden Korpolenz erwehrt, berichtet ich bereits.

Aber jetzt ist mein Latein zu Ende, lieber Fortwärts. Mit: „puella, das Mädchen“, fing es an. Ich frage Sie: Wie soll man sich nun eigentlich retten? Denn ob jemand als Mann oder Frau nachts notgedrungen auf die Straße geht, bleibt egal, Berrahrt, verlaßt ist er auf alle Fälle.

R. R.

Kleines feuilleton.

Die Ursachen der Fliegerunfälle. Major Renard hat vor der Pariser Hochschule für Aeronautik einen Vortrag gehalten, worin er die Ursachen der tödlichen Unfälle an der Hand der Erfahrungen im Jahr 1911 untersucht hat. Danach entfiel ein volles Viertel auf die Verantwortung der Flieger selbst, die für diesen Verur nicht die nötigen natürlichen Eigenschaften mitbrachten. Ferner werden 13 Proz. auf ungenügende Belehrung der Flieger gerechnet, 6 Proz. auf übertriebene zum Uebermut verführende Virtuosität, weitere 6 Proz. auf Nachlässigkeit oder Unvorsichtigkeit. Danach würde also die Hälfte aller tödlichen Unglücksfälle nicht den benutzten Flugmaschinen, sondern ihrer Führung zuzuschreiben sein. Auf mangelhafte Konstruktion des Flugzeuges führt Renard 13 Proz. der Unfälle zurück, 20 Proz. auf ungenügende Solidität und nur 10 Proz. auf ungünstige Witterungsverhältnisse.

Opyer der Pelzmode. Nach einem soeben veröffentlichten Bericht des amerikanischen Generalkonsulats in Moskau hat der Modebedarf des vergangenen Jahres unter den Tierbeständen Sibiriens den größten bisher verzeichneten Schaden angerichtet. Der Gesamt-handel in Fellen sibirischer Herkunfts betrug im Jahre 1911 über 16 Millionen Mark oder 2 Millionen mehr als im Jahre 1910. An grauen Eichhörnchen allein wurden in den sibirischen Wäldern über 4 1/2 Millionen Stück erlegt, deren für Boas und Kleiderbesätze bestimmte Felle eine Gewichtsziffer von 21 Tonnen ausmachten und den Händlern eine Einnahme von 8 Millionen Mark erbrachten. Daneben fielen ferner 1 1/2 Millionen Schneehasen und 12 250 Bobel-marder der Mode zum Opyer. Die wertvollsten dunkelfarbigen Zobelfelle wurden im Durchschnitt mit 800 M. bezahlt, sie begegneten indessen geringerer Nachfrage als die billigeren Qualitäten. Der Gesamtumsatz in Zobelfellen bezifferte sich auf rund 2 Millionen Mark. Was die anderen für die Pelzmode in Betracht kommenden Tiere anbetrifft, so verzeichnet die Jagdstatistik für 1911 an erlegtem Pelzwild: 100 Polarfüchse, 200 000 Hermeline, 1500 Braune Bären, 180 000 Stumme und 16 500 Wölfe. Der durch die sibirische Bahn verbilligte Transport ist allein den Preisen der Bärenfelle zugute gekommen, die eine leichte Ermäßigung ihres Marktpreises zeigen.